

Klaus Pirke

Industriekultur und ihre Bedeutung für gesellschaftlich-planerische Prozesse am Beispiel der Erhebung von industriekulturellen Potenzialen: Plädoyer für eine Angewandte Industriekulturforschung in der Region

Ein großgeschriebenes „Angewandt“; ein peinlicher Tippfehler gleich im Untertitel? Eigentlich hat es eine wissenschaftliche Disziplin oder ein Fachgebiet ja erst dann verdient, groß geschrieben zu werden, wenn sie – die Disziplin – es auf die Türschildchen eines eigenen Hochschulflures geschafft hat ...

Das folgende Plädoyer gilt einem Fachgebiet, dem universitäre Weihen bislang kaum zuteil wurden. Skizziert wird hier die Chance, aus den ergebnisreichen definitorischen Industriekulturbedebatten der letzten Jahre zu einem wirklich nutzbaren Industriekulturbegriff zu gelangen, diesen interdisziplinär zu etablieren und ihn zur Grundlage einer stärker anwendungsorientierten regionalen Forschung zu machen. Eine solche Angewandte Industriekulturforschung bereitet die Erträge ihrer Feldarbeit so auf, dass sie einen unmittelbaren Nutzwert etwa für demokratisch-planerische Prozesse der Stadt- und Regionalentwicklung, aber auch im Rahmen des Kulturmanagements bieten. Eine solche Industriekulturforschung muss sich zudem einmischen und eine angemessene Akteursrolle einnehmen: Sie soll sich als Teil des planerischen Geschehens begreifen, um nicht als Feigenblatt instrumentalisiert zu werden, sprich nur dort legitimierende Grundlagen zu liefern, wo ein Rückgriff auf Versatzstücke aus den kulturwissenschaftlichen Erträgen ihrer Arbeit opportun erscheint.

Wie könnten die Beiträge einer solchen (Feld-)Forschung konkret aussehen? Was genau wäre zu erheben und auszuwerten? Am Beispiel der Zechenlandschaft Hannover-Hannibal-Königsgrube im Bochum-Herner Grenzsaum¹ wird deutlich, dass industriekulturelle Potenziale von Teilräumen des Ruhrgebiets mitunter gänzlich unbekannt sind und aus Sicht der Vermittlung von Industriekultur daher „brachliegen“. Die diversen Kampagnen der Denkmalpflege wie etwa jene zur Notinventarisierung von Werkssiedlungen ab den 1970er Jahren konnten hieran nur bedingt etwas ändern – dies unter anderem, da sie sich stets nur Teilaspekten des Industriezeitalters widmeten und das erkenntnisleitende Interesse (naturgemäß)

1 Die historisch-geografische Dissertation „Zeugnisse zur Entstehung der industriellen Kulturlandschaft Ruhrgebiet, Die Zechenlandschaft Hannover-Hannibal-Königsgrube in Bochum und Herne und ihre industriekulturellen Potentiale“ wurde im WS 2006/07 am Geografischen Institut der Ruhr-Universität angenommen; sie ist online verfügbar sowie als nur geringfügig abgeänderte Verlagsversion: Klaus Pirke: Zechenlandschaft Hannover-Hannibal-Königsgrube, Industriekulturelle Potentiale der kruppischen Bergbaulandschaft in Bochum und Herne, Essen 2008.

vorrangig den Baulichkeiten galt.² Geraten nun Teilräume wie die Zechenlandschaft Hannover-Hannibal-Königsgrube unter anwachsenden Nutzungsdruck, gehen ihre Potenziale nicht selten aus purer Unkenntnis unwiederbringlich verloren. Ein behutsamer Umgang mit diesen Potenzialen eines Raums kann daher nur erfolgen, wenn sie zuvor nicht nur fachwissenschaftlich erhoben und dokumentiert wurden, sondern zusätzlich aus Sicht der Industriekulturforschung auch Ansätze zum Umgang mit dem Vorgefundenen entwickelt wurden; eine bloß inventarisierende Arbeit im herkömmlichen Sinne erscheint hier wenig zielführend.

Annäherung an einen sperrigen Begriff: Industriekultur ist „nicht das, was die Deutsche Bank mäzenatisch fördert und BMW sponsert“³

Mit diesen Worten thematisierte Walther Müller-Jentsch schon 1989 pointiert die Diskrepanz zwischen den vielfältigen Inwertsetzungen einer nur unscharf umrissenen populären Industriekultur und einer jüngeren wissenschaftlichen Abgrenzung des Begriffs seit Hermann Glaser; dabei stand Müller-Jentsch für eine kapitalismuskritische und – besonders darin unterschied er sich vom Ansatz Glasers – recht weit gefasste Definition, die Industriekultur zunächst als die rezente westliche Kultur an sich begreift und den Artefakten dieser Kultur einen nur untergeordneten Stellenwert zuschreibt. Auch Axel Föhl kam zwölf Jahre später nicht umhin, Industriekultur *ex negativo* zu definieren, als er 2001 seine bekannte Kritik formulierte: „Eins ist Industriekultur sicher nicht: Hindemith in der Abstichhalle“.⁴ Bliebe also die Frage: Was ist Industriekultur dann, wie lässt sich der Begriff im Sinne der oben skizzierten Aufgaben positiv definieren? Was wären zentrale Merkmale, was kann hingegen im Sinne der Schärfe, Nutzbarkeit und Anwendungsorientierung des Begriffs vernachlässigt werden, ohne dadurch den Fehler zu begehen, eine quasi eklektizistische, nur Versatzstücke aus der definitorischen Debatte nutzende „Begriffs-Schimäre“ zu schaffen?

In der Forschungslandschaft scheint man sich hinsichtlich des vielschichtigen Phänomens Industriekultur vor allem in einer Hinsicht einig: Sie, die Industriekultur, bleibt definitorisch problematisch.⁵ So beklagte Ulrich Borsdorf bereits 2000 eine gewisse Diffusion des Begriffs; er plädierte dafür, zukünftig darunter die Geschichte des Industriezeitalters

- 2 Als eine der wenigen umfangreicheren „Ausnahme“-Studien sei hier die vorbereitende Forschung zum Weltkulturerbe-Antrag für die Zollverein-Kulturlandschaft genannt, die 1998/99 einen ganzen Teilraum des Ruhrgebiets auf seinen umfassenden industriekulturellen Zeugniswert untersuchte: Karl Ganser/Eberhard Grunsky/Hans Kania/Udo Mainzer: Zeche Zollverein in Essen. Eine Denkmal-Landschaft von Weltrang im Herzen Europas. Denkschrift und Antrag zur Aufnahme in die UNESCO-Liste des Welt-Kulturerbes, Essen 1999.
- 3 Walther Müller-Jentsch: Management und Industriekultur, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 4 (1989), S. 223–234, S. 224 f.
- 4 Axel Föhl: The Palace of Projects oder Was ist Industriekultur?, in: Forum 2 (2001), S. 49–54, S. 54.
- 5 Die jüngere Debatte um die Industriekultur(-forschung) fand insbesondere in der Zeitschrift FORUM des Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V. statt; dort fasste Berthold Bartel 2008 den damaligen Stand in überzeugender Weise zusammen: Berthold Bartel: Das Unbehangen in der Industriekultur, in: Forum 1 (2008), S. 73–78.

einerseits und die Industriedenkmalpflege andererseits als zwei „Modi der Geschichtskultur“ zusammenzuführen. Hinsichtlich der Industriedenkmalpflege betonte er im Sinne eines „Stehen-Lassens“ und „Verstehen-Lassens“ den hohen Stellenwert der aufklärenden Deutung der Denkmale als Bestandteil eines zukunftsfähigen Industriekulturbegriffs.⁶ Aus etwas anderem – industriedenkmalpflegerischem – Blickwinkel argumentierte Axel Föhl allerdings 2005, dass zwar die Auswahl aussagefähiger Denkmale des Industriezeitalters, nicht jedoch der anschließende Umgang mit diesen Objekten, mithin auch eine als häufig bezuglos kritisierte Eventkultur um diese Denkmale, als Industriekultur bezeichnet werden könne.⁷

Auf der Suche nach einem handhabbaren Industriekulturbegriff erscheint es nun sinnvoll, sich nach der Berücksichtigung der Geschichte und der dazugehörigen Artefakte (nicht nur baulicher Art) als Definiens noch einmal den wichtigsten Definitionsversuchen zuzuwenden und sie grob zu klassifizieren: Im Wesentlichen resultieren die Definitionen aus einem engeren Grundverständnis einerseits und einem weiteren Verständnis von Industriekultur andererseits.

Ein engerer und ein weiterer Industriekulturbegriff prägten die Debatte ...

Nicht abschließend geklärt ist, wann der Begriff Industriekultur erstmalig definiert und genutzt wurde. Gesichert ist hingegen, dass die Wahrnehmung einer noch wenig klar umrissenen, jedoch bereits als eigenständig erkannten Kultur der Industrie und die Beschäftigung damit wohl lange vor dem Ersten Weltkrieg einsetzten. Zunächst scheinen dabei die ins Riesenhafte gewachsenen Industriebauten als kulturtouristische Ziele bescheidene Bedeutung gewonnen zu haben; bald nach 1900 folgte dann aus etwas anderem Blickwinkel eine Beschäftigung mit der industriellen Form etwa im Sinne der Industriekunst eines Peter Behrens, der – so Tilmann Buddensieg – anstelle eines kunsthandwerklichen Individualismus und anstelle des Kopierens „traditionellen Zierrats“ bewusst die Eigenständigkeit der neuartigen Industriekonstruktion und ihrer Fertigung betonte, anstatt sie zu kaschieren.⁸ Hierbei ging es also mehr um die eigenständige künstlerisch-gestalterische Leistung des industriellen Produzierens, während die erstgenannte Würdigung der Industriebauten um 1900 vor allem die technischen Leistungen eines sich zeitgleich emanzipierenden Ingenieursstandes zum Gegenstand hatte. Ob technisch oder künstlerisch-gestalterisch – diese und ähnliche Betrachtungen einer Kultur der Industrie galten vor 1914 stets nur Einzelaspekten jenes Phänomens, das heute als Industriekultur bezeichnet wird. Insbesondere blieben dabei die gesellschaftlichen Dimensionen und Eigenheiten noch gänzlich unberücksichtigt; man kann daher bei diesen frühen Reflexionen bestimmter Einzelaspekte einer industriellen Kultur von einem aus heutiger Sicht zu engen Verständnis des Phänomens ausgehen. Nichtsdesto-

6 Ulrich Borsdorf: Industriekultur und Geschichte, in Forum 1 (2000), S. 16–19, S. 16 f.

7 Axel Föhl: Denkmal – Museum – Event, in: Hartmut John/Ira Mazzoni (Hg.): Industrie- und Technikmuseen im Wandel, Bielefeld 2005, S. 35–52, S. 36.

8 Tilmann Buddensieg/Henning Rogge: Industriekultur, Peter Behrens und die AEG 1907–1914, Berlin 1979, S. 15.

weniger scheint in den geschilderten Beispielen wie auch in den vielfältigen ästhetisierenden Ansätzen der Weimarer Zeit bereits eine wie auch immer geartete Industriekultur Gegenstand gewesen zu sein, ohne dass der Begriff selbst – soweit bislang bekannt – tatsächlich schon Verwendung gefunden hätte.

Diesem frühen und engeren Begriff einer Kultur der Industrie in ihrer rein materiellen Ausprägung widmete sich Hermann Sturm 2007 in anschaulicher Weise, als er die „kulturelle Nobilitierung“ von Industriebauten und deren regelrechte Überhöhung am Beispiel des Mythos der „Kathedralen der Arbeit“ beschrieb.⁹ Bereits im 19. Jahrhundert geboren, durchschritt dieser Mythos – wurzelnd in einer mitunter reaktionär-rassistischen Vorstellungswelt – seinen Zenit in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts und in der Aneignung durch die Propaganda des nationalsozialistischen Regimes.¹⁰ Verschwunden oder „entzaubert“ scheint er, der Mythos, bis heute nicht: Eine phasenweise inflationäre Nutzung der mal mehr, mal weniger passenden Assoziation „Kathedrale“ im Zusammenhang mit altindustriellen Bauten hat ihn im Ruhrgebiet spätestens seit der IBA Emscher Park wiederbelebt.

Eine deutlich weitere Auffassung von dem, was Bestandteil des Phänomens „Industriekultur“ sei und was nicht, fand sich nach 1945 nicht erst bei Hermann Glaser. Bartel belegte den Begriff schon früh in der katholischen Soziallehre zur Umschreibung der rezenten sozio-ökonomischen Verhältnisse. Ähnlich der konservative philosophische Anthropologe Arnold Gehlen, der mit dem Begriffspaar „Agrar-“ und „Industriekultur“ ganze Epochen der Menschheitsgeschichte bezeichnete.¹¹ 1967 findet sich „Industriekultur“ dann in eher negativer Bedeutung bei Leo Kofler: Der marxistische Sozialphilosoph sah darin zuvorderst eine Verschleierung der klassengesellschaftlichen Widersprüche und verwendete den Begriff auch gleich im Untertitel seines Werkes „Der asketische Eros“.¹² Hier erscheint auch der aktuellen Forschung eine gelegentliche kritische Reflexion angeraten, ob „Industriekultur“ in ihrem heutigen Sinne möglicherweise Parallelen zur nicht mehr gebräuchlichen Koflerschen Variante aufweist: Geht auch mit dem jüngeren (Industrie-)Kulturbegriff ein gewisser Euphemismus einher, der sozioökonomische Strukturen eher verschleiert, als sie zu benennen?

9 Hermann Sturm: *Industriearchitektur als Kathedrale der Arbeit, Geschichte und Gegenwart eines Mythos*, Essen 2007.

10 Zur Funktionalisierung des Mythos durch die NS-Propaganda vgl. auch Uta Hassler/Alexander Kierdorf: *Denkmale des Industriezeitalters, Von der Geschichte des Umgangs mit Industriekultur*, Berlin 2000, S. 89 ff.; ebenso Hermann Glaser: *Industriekultur, Der anthropologische Aspekt*, in: *Forum 1* (2000), S. 10–14, S. 11.

11 Zu Gehlens Ansatz vgl. Bartel: *Unbehagen*, S. 77. Beispiele der frühen Verwendung des Begriffs in der katholischen Soziallehre finden sich etwa mit Joseph Bader: *Jugend und Industriekultur, Ihre Verhaltensweise zwischen Ideologie und Apparatur, 1910/1933/1960*, München 1962. Auf den radikalen Umbruch der Lebensbedingungen im Zuge der Industriellen Revolution und den damit einhergehenden Veränderungen „bis ins Innerste der Menschen“ verwies auch: Brockmüller, Klemens: *Industriekultur und Religion*, Frankfurt/Main 1964, hier besonders S. 24 f.

12 Leo Kofler: *Der asketische Eros, Industriekultur und Ideologie*, Wien u. a. 1967.

Wegweisend, da das weitere Verständnis des Begriffs bis heute nachhaltig prägend, fiel allerdings erst die um 1980 entwickelte Definition Glasers aus.¹³ Hintergrund von dessen Herangehensweise waren unter anderem die Erfordernisse seiner kuratorischen Tätigkeit im Aufbauteam für das Nürnberger „Centrum Industriekultur“ – es verwundert daher kaum, dass dem Ansatz des damaligen Kulturdezernenten Glasers ein gutes Stück Anwendungsorientierung nicht nur im Sinne der musealen Vermittlungsarbeit, sondern ganz allgemein der Vermittlung von Geschichte innewohnt, doch dazu gleich. Zunächst zum Kern seiner Definition: Industriekultur ist danach „...die Gesamtheit der Lebensverhältnisse unter den Bedingungen der sich durchsetzenden Industrialisierung“.¹⁴ Sie ist damit durch ein Bündel nicht nur materieller Merkmale fassbar. Durchaus im Sinne des sich zeitgleich schon abzeichnenden Paradigmenwechsels der jüngeren Kulturgeschichte und des alltagsgeschichtlichen Ansatzes ging es Glaser insbesondere um Aussagen zur typischen Vergesellschaftungsform des „Maschinenzeitalters“; dessen Artefakten maß er dabei allerdings erhebliche Bedeutung nicht nur als wertvolle Quellen, sondern auch für eine stets als aufklärerisch begriffene Vermittlung des Phänomens zu. So endete die Erstauflage von Glasers „Maschinenwelt und Alltagsleben“ 1981 mit dem Kapitel „Bilanz: Geschichte als Aufklärung“. Darin findet der Leser das Plädoyer für eine demokratische und aufgeklärt-skeptische, die Spuren aus der Vergangenheit für die Zukunft deutende Kulturgeschichte der Menschen im „Maschinenzeitalter“ anstelle der überkommenen „Geschichte der Sieger und (...) Geschichte der Herrschenden“.¹⁵

Was also ist Industriekultur?

Glasers Forderung, Industriekultur müsse als umfassende (Kultur-)Geschichte des „Maschinenzeitalters“ begriffen werden, wurde in der jüngeren definitorischen Debatte kaum einmal grundsätzlich widersprochen; in nur leichter begrifflicher Abwandlung wird Industriekultur heute weitgehend übereinstimmend als umfassende Geschichte des Industriezeitalters mit seinen typischen Lebens- und Gesellschaftsformen sowie den dazugehörigen Werthaltungen angesehen. Neben den Belangen des industriellen Produzierens finden dabei auch sämtliche alltagsweltliche Gegebenheiten im Sinne der Alltagsgeschichte Beachtung.¹⁶ Die jüngere Industriekulturforschung ergänzte bzw. schärfte den Industriekulturbegriff jedoch um wei-

- 13 Zu Glasers Verwendungsweise des Begriffs vgl. vor allem ders./Norbert Neudecker/Wolfgang Ruppert (Hg.): *Industriekultur in Nürnberg*, Eine deutsche Stadt im Maschinenzeitalter, München 1980. Ähnlich auch in Glaser: *Maschinenwelt und Alltagsleben*, Industriekultur in Deutschland vom Biedermeier bis zur Weimarer Republik, Frankfurt/Main 1981.
- 14 Zitiert aus Glasers fast beiläufiger Definition im Klappentext der „Industriekultur in Nürnberg“, ebd.
- 15 Dieses Kapitel ist in der überarbeiteten Neuauflage von 1994 durch ein aktualisiertes und weit ausführlicheres Abschlusskapitel „Kontinuität und Neuanfang“ ersetzt; hier relevant aus der Ursprungsfassung 1981: Glaser: *Maschinenwelt*, S. 199–202.
- 16 Etwa zeitgleich mit Glasers „Maschinenwelt und Alltagsleben“ veröffentlichte Jürgen Kuczynski 1980 den erste Band seiner „Geschichte des Alltags“, die zum deutschen Klassiker der im Umfeld der französischen Zeitschrift „Annales“ entstandene Alltagsgeschichte werden sollte; vgl. ders.: *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes 1600–1945*, Bd. 1, Köln 1980.

tere wesentliche Merkmale: So gewann einerseits in den letzten zwei Jahrzehnten die Beschäftigung mit der räumlichen Dimension von Industriekultur erheblich an Bedeutung, während andererseits der eingangs bereits thematisierte Umgang mit den Denkmalen des Industriezeitalters, namentlich ihre Nutzung und ihr Erhalt, breitere Beachtung fand und die Debatte der letzten 15 Jahre phasenweise bestimmte. Um mit dem Letzteren zu beginnen: Hier vollzog sich hinsichtlich der Industriedenkmale im Grunde eine (Wieder-)Annäherung an die internationalen kulturwissenschaftlichen Verhältnisse, gibt es doch jenseits der Grenzen des deutschen Sprachraums keinen der Industriekultur unmittelbar entsprechenden Begriff. Stattdessen zeichnet die in Frage kommenden Übersetzungen stets eine deutlichere Nähe zum materiellen und insbesondere auch baulichen Erbe des Industriezeitalters aus. Dabei sind begriffsgeschichtlich keine allzu großen Klimmzüge erforderlich, um auch das deutsche „Industriekultur“ aus den europäischen Forschungstraditionen „abzuholen“: Neben der beschriebenen Wurzel in der (ebenfalls nicht originär deutschen) Kultur- und Alltagsgeschichte lässt sich das deutsche „Industriekultur“ am ehesten auf die „Industrial Archeology“ aus dem englischsprachigen Raum¹⁷ sowie damit verbunden auch auf das „Industrial Heritage“ sowie das französische „patrimoine industriel“ zurückführen.¹⁸

Die Berücksichtigung kulturräumlicher Aspekte wurde durch das Engagement der Raumwissenschaften – besonders der Kultur- und Siedlungsgeografie – in der Industriekulturforschung der letzten zwei Jahrzehnte wesentlich vorangetrieben; den Stellenwert der räumlichen Aspekte von Industriekultur hatte allerdings auch Glaser schon 1981 erkannt, als er eines der vier Hauptkapitel seiner „Maschinenwelt“ der Industrielandschaft widmete.¹⁹ Insbesondere die geografische Forschung des Ruhrgebiets schärfte jedoch mit ihren jüngeren Beiträgen zur Genese und heutigen Ausprägung der industriellen Kulturlandschaft das Verständnis der raumbezogenen Zusammenhänge, indem sie den zu diffusen Industrielandschafts-Begriff modifizierte.²⁰

Besonders in der regionalen Industriekulturforschung wurde in den letzten Jahren zu zwei weiteren, stärker funktionalen Bereichen von Industriekultur gearbeitet, die hier noch Erwähnung finden sollen. Zum einen liegen jüngere Publikationen zu Wahrnehmungsprozessen vor, die nachweisen, dass Industriekultur spätestens seit der Internationalen Bauausstellung Emscher Park als kaum noch umstrittene Wirkungsgröße des Strukturwandel-

17 Bereits um 1955 wurden Begriff und archäologische Fachrichtung im Umfeld der Birmingham University maßgeblich durch Michael Rix geprägt; als erste Publikation des Begriffs vgl. ders.: *Industrial Archaeology*, in: *The Amateur Historian* 8 (1955), S. 225–229.

18 Zur Geschichte des deutschen Begriffs Industriekultur und zu den Wurzeln u. a. in der frühen Bewegung zum Schutz „technischer Kulturdenkmale“ ausführlicher bei Hassler/Kierdorf: *Denkmale*, S. 29 ff.

19 Glaser: *Maschinenwelt*, S. 7, S. 31–82.

20 Stellvertretend hier drei Überblicksaufsätze von Hans Blotevogel und Hans-Werner Wehling, die um 2000 entstanden; Hans Blotevogel: *Industrielle Kulturlandschaft im Ruhrgebiet*, in: DGfI (Hg.): *Industriekultur und Technikgeschichte in Nordrhein-Westfalen*, Essen 2001, S. 43–62; Hans-Werner Wehling: *Montanindustrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet*, in: Klaus Fehn u. a. (Hg.): *Siedlungsforschung*, Bonn 1998, S. 167–189; ders.: *Die industrielle Kulturlandschaft des Ruhrgebiets*, in: Rektorat der Universität Duisburg-Essen (Hg.): *Umwelt Ruhr*, (Essener Unikate H. 19) Essen 2002.

prozesses ins Blickfeld einer breiteren Öffentlichkeit gelangt ist. Damit ging einher, dass eine zuvor kaum vorhandene kollektive Wahrnehmung der Region Ruhrgebiet entstand und damit verbunden tendenziell auch der Prozess der Regionalbildung gestärkt wurde.²¹ Zugleich erfüllt Industriekultur zumindest regional zunehmend die Funktion eines Identifikationskerns, was sie dazu befähigt, mit tendenziell integrativem Potenzial aufzuwarten.

Was also ist Industriekultur? Oder präziser gefragt – was sind diejenigen Definiens zur Benennung dieses fraglos facettenreichen Phänomens, die für eine Angewandte Industriekulturforschung, die wiederum ihre Erträge dann tatsächlich gewinnbringend in gesellschaftlich-planerische Prozesse einbringen will, relevant sind? Welche Definition ist angemessen klar und handhabbar, um die berechtigte Forderung nach einer Industriekultur als zukunftsorientiertem Weiterdenken²² einlösen zu können, ohne dabei gegen den Grundsatz zu verstoßen, dass Geschichte dysfunktional, „zwecklos nützlich“ bleiben muss?²³ Als Grundlage einer Angewandten Industriekulturforschung im geschilderten Sinne erscheint vorläufig die folgende Begriffsdefinition geeignet:

Industriekultur ist die umfassende Geschichte des Industriezeitalters mit seinen typischen Lebens- und Gesellschaftsformen und den dazugehörigen Werthaltungen. Sie ist die Geschichte und heutige Ausprägung der industriellen Kulturlandschaft; Industriekultur ist auch Industriedenkmalpflege, die ihre industriegeschichtlichen Objekte konservatorisch behandelt, ohne sie zu ästhetisieren.

Industriekulturforschung befasst sich des Weiteren auch mit stärker funktionalen Aspekten im Zusammenhang mit der Industriekultur: Dies sind beispielsweise deren oben beschriebene öffentliche Wahrnehmung und damit verbunden identifikatorisch-integrative Prozesse, ohne dass diese Aspekte hier explizit als Teil einer Begriffsdefinition „Industriekultur“ behandelt werden sollen – sie, die Wahrnehmungs- und Identifikationsprozesse, sind dabei keinesfalls von untergeordnetem Interesse. Jedoch erscheint es sinnvoller, die funktionalen Aspekte eher eigenständig mit „Funktion/Rezeption von...“ oder „Umgang mit Industriekultur“ zu benennen und dadurch auch hier für Schärfe statt begrifflicher Diffusion zu sorgen.

- 21 Beispielhaft hier die Arbeiten des RUB-Sozialwissenschaftlers Stefan Goch, der nicht nur zu den teils industriekulturellen Projekte der IBA und ihren Auswirkungen auf den Strukturwandelprozess im Ruhrgebiet forschte, sondern auch zum regionalen Selbstverständnis publizierte; vgl. ders.: Die Selbstwahrnehmung des Ruhrgebiets in der Nachkriegszeit, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* 39 (2008) [Themenheft: Raumbildung als mentaler Prozess: Schwerindustrielle Ballungsregionen im Vergleich], S. 21–47.
- 22 Dieser Gedanke – ursprünglich von Hermann Glaser – wurde u. a. 2001 von Ebert weiterentwickelt, vgl. Wolfgang Ebert: *Beispiele – Modelle – Strategien*, in: DGfI (Hg.): *Industriekultur und Technikgeschichte in Nordrhein-Westfalen*, Essen 2001, S. 63–70.
- 23 Borsdorf formulierte schon 2000, *Industriekultur – hier als Geschichte des Industriezeitalters verstanden – könne durchaus „ein lebendiger Faktor der Metamorphose einer Region sein“*; dabei müsse sie aber „zwecklos nützlich“ in ihrer gesellschaftlichen Rolle bleiben; Borsdorf; *Industriekultur*, S. 16.

Das Beispiel Erhebung industriekultureller Potenziale: Untersuchungskriterien für eine Angewandte Industriekulturforschung im Rahmen der Regionalforschung

Diesem Vorschlag einer eher knapp gehaltenen Industriekultur-Definition steht die Bewährungsprobe im wissenschaftlichen Alltag sicherlich noch bevor, wenngleich sie ja im Grunde ausschließlich Altbekanntes enthält; und ohne Frage wird sie sich nicht für alle denkbaren Fragestellungen innerhalb der Industriekulturforschung eignen. Tendenziell bewährt hat sich die Definition jedenfalls in der Untersuchung des Autors zu den industriekulturellen Potenzialen eines klar umrissenen Teilraums der Region: In den Grenzen der Grubenfelder der (zumindest phasenweise) Kruppschen Zechen Hannover, Hannibal und Königsgrube hatte diese 2000 bis 2006 durchgeführte Fallbeispielstudie die Erhebung und Analyse jener endogenen Potenziale zum Ziel.²⁴

Am Beispiel der Studie wird nachfolgend ein denkbarer Kriterienkatalog vorgestellt, der industriekulturelle Potenziale eines Raums auffindbar macht, ohne dabei allerdings Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Auf anderem Konkretionsniveau bietet dieser Katalog weitere Antworten auf die Frage, was Industriekultur sein kann bzw. was Teile dieses Phänomens sind, da hier naturgemäß die materiellen, überwiegend baulichen Hinterlassenschaften des Industriezeitalters im Mittelpunkt standen. Zusätzlich wurden allerdings auch die im Untersuchungsgebiet vorhandenen Ansätze einer industriekulturellen Vermittlung erhoben,²⁵ die im Sinne der Glaserschen „Geschichte als Aufklärung“ von der Industriekultur als solcher nicht zu trennen sind (s. o.).

Zur Feldarbeit in einem solchen industriekulturellen Raum bedarf es neben einer Definition frei von begrifflicher Diffusion vor allem präziser Angaben darüber, wonach denn nun genau „zu graben“ ist; der Untersuchungsgegenstand ist also ex ante festzulegen. Was konkret sind die gesuchten Befunde? Auch wenn der folgende Kriterienkatalog beim Erheben verlässlicher Daten aus einem industriekulturellen Untersuchungsraum hilfreich sein kann, ist er natürlich im Sinne der qualitativen Forschung im laufenden Untersuchungsprozess entsprechend zu überprüfen. Die Bausteine des Katalogs wurden anhand der Grundda-seinsfunktionen entwickelt; sie berücksichtigen daher neben dem engeren Bereich der materiellen Hinterlassenschaften industriellen Produzierens weitere Felder der Industriekultur.

Zu erheben sind die Zeugnisse einer – im Ruhrgebietsfall jungen –, ausgedehnten industriellen Kulturlandschaft und ihrer industriezeitalterlichen Entstehung. Beispiele können hier sein:

- Die eigentlichen industriezeitalterlichen *Produktionsstätten*; dies sind regional natürlich die „Schauplätze“ der Schwerindustrie wie Bergwerk, Kokerei, Hütten- und Stahlwerk, aber auch jene Großanlagen, die nicht in den Montanbereich fallen, jedoch regional wie die chemische Industrie überwiegend im Verbund mit der Schwerindustrie standen. In

24 Vgl. Fn. 1.

25 Hierzu zählten vor allem lokale Mittler aus Geschichts- und anderen Vereinen, kommunale und museale Angebote sowie die Einbindung des Teilraums in die Route der Industriekultur des RVR; vgl. Pirke: Zechenlandschaft, S. 211 ff.

ähnlicher Weise waren auch der Maschinen-, Behälter- und Anlagen- sowie der Brückenbau und sonstige Werke des Metallbereichs mannigfaltig mit der Montanindustrie verbunden oder gleich unselbstständiger Bestandteil großer vertikal integrierter Hüttenwerke. Aber auch Produktionsstätten ohne unmittelbare „Montannähe“ wie beispielsweise die Textil-, Möbel- oder auch die Glasherstellung (Letztere allerdings wie die artverwandten Feuerfestbetriebe teils ebenfalls montanabhängig), die Nahrungsmittelindustrie und schließlich die gelegentlich unterschlagenen gewerblichen Produktionsstätten überwiegend kleineren Zuschnitts müssen berücksichtigt werden. Schließlich gilt es noch, zumindest exemplarisch auch kleinste produzierende Handwerksbetriebe zu erheben, wie beispielsweise die im Ruhrgebiet verblüffend hohe Zahl teils winziger Einmann-Schustereien mit phasenweise eigener Schuhproduktion, die noch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht selten von Berg- und Hütteninvaliden betrieben wurden.²⁶ Für den untersuchten Teilraum Hannover-Hannibal-Königsgrube fanden sich Bergbaudenkmale von teils europäischem Rang wie die teilerhaltene Malakowanlage Hannover I/II und eine Vielzahl vergessener Zeugnisse.²⁷ Mit dem ehemaligen Hydrierwerk in Eickel kam ein Befund der Kohlechemie hinzu; ergänzend fanden sich Zeugnisse kleinerer Gewerbebetriebe. Hier nur scheinbar nicht so recht passend, jedoch ebenfalls zu den industriezeitalterlichen Betrieben zählend, sei noch die hohe Zahl der aktiven, aufgegebenen und verpachteten oder nur noch als Gebäudebestand erhaltenen vorindustriellen Höfe im Untersuchungsraum erwähnt,²⁸ die teils im Regionalen Grünzug D liegen und so einen hohen Anteil landwirtschaftlicher Flächen bewahren.

- Die Formen des industriezeitalterlichen *Wohnens*, insbesondere des Arbeiterwohnens; dies sind einerseits die Werkskolonien, die das Bild des regionalen Arbeiterwohnens prägten, wengleich die Versorgungsquoten im Werkswohnungsbau nicht nur abhängig vom Zeitpunkt, sondern auch von der Branche und dem Einzelunternehmen regional ganz erheblich schwankten und im Wachstum der Hochindustrialisierung mitunter kaum 10 Prozent erreichten.²⁹ Weit wichtiger erscheinen daher eine sorgfältige Erhebung der Verhältnisse auf dem freien, privatspekulativen Arbeiterwohnungsmarkt und die entsprechende Dokumentation aussagefähiger Zeugnisse. Im Sinne des sozialreformerischen,

26 Die umfangreichen Hausaktenrecherchen im Zuge der „Zechenlandschaft“-Untersuchung offenbarte auch für den Bochum-Herner Untersuchungsraum eine hohe Zahl von Bau- bzw. Umbauanträgen für kleinste Schustereibetriebe in Hinterhöfen und Stallgebäuden. Diese Anträge datieren insbesondere aus den wirtschaftlich schwierigeren Phasen der Weimarer Zeit und aus den unmittelbaren Jahren nach 1945; nicht selten gaben die Antragsteller an, Schuhe reparieren, aber auch herstellen zu wollen. Unter den Bauherren fanden sich wiederholt Invaliden, wengleich diese interessante, jedoch randliche „Spur“ im Rahmen der Untersuchung weder belastbar quantifiziert noch weiter verfolgt werden konnte.

27 So zeigten die Begehungen und Bauaktenrecherchen, das von der Günnigfelder Schachanlage Hannover III/IV/VI anders als in Teilen der einschlägigen Literatur angenommen, durchaus aussagefähige Anlagenteile erhalten sind.

28 Vgl. Pirke: Zechenlandschaft, S. 41 ff., S. 232–240.

29 Für die hinsichtlich der Werkswohnungen lange chronisch unterversorgte Zeche Hannibal lag die Versorgungsquote noch 1910 bei lediglich 6,87%; vgl. ebd., S. 31.

dritten Wegs sei zusätzlich an den genossenschaftlichen Arbeiterwohnungsbau gedacht, der aus ersten, vor 1900 entstandenen Ansätzen im Angestelltenmilieu hervorging und bereits wilhelminisch existierte, im Wesentlichen jedoch nach 1918 an Bedeutung gewann. Für die Zeit ab 1920 ist schließlich noch der staatlich geförderte Arbeiterwohnungsbau zu erheben, der regional dann nach dem Zweiten Weltkrieg die Stadtentwicklung in ganz erheblichem Ausmaß prägte, während sich der werkseigene Wohnungsbau zunehmend zurückzog.³⁰ Nicht vergessen werden sollten schließlich noch die Ledigen- und sonstigen Heime der Unternehmen sowie der Bereich der vielfältigen, teils privaten Notunterkünfte. Hierzu zählen phasenweise auch die zahllosen Barackenlager, an deren überwiegender „Erstnutzung“ als Zwangsarbeiterlager sich häufig fast nahtlos der Bezug durch Neubergleute anschloss. Kaum regionale Baulichkeiten, jedoch zahlreiche Archivalien zeugen in diesem Zusammenhang auch schon von Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkriegs. Deren Größe, Belegung und insbesondere die Lebensbedingungen ihrer Insassen sind indes nicht vergleichbar mit jenen der Lager des nationalsozialistischen Systems der Zwangsarbeit. Im Untersuchungsgebiet Hannover-Hannibal-Königsgrube fand sich eine Fülle von Zeugnissen fast aller genannten Bereiche des Wohnens, so dass hier nur auf die publizierte Dokumentation verwiesen werden kann. Das größte Hannover-Hannibal-Zwangsarbeiterlager hingegen steht als bauliche Quelle nur noch bedingt zur Verfügung. Es wurde nach 1945 binnen weniger Jahre durch eine ausgedehnte Wohnheimbebauung überformt. Auch diese Folgenutzung ist jedoch heute wie das ursprüngliche Barackenlager nur noch als industriearchäologische Quelle erhalten: Reste können unter der Grasnarbe des heute ungenutzten Brachlands vermutet werden.³¹

- Die werkseigenen wie privaten Einrichtungen zur *Versorgung und Freizeitgestaltung*, mit hin zentrale Einrichtungen der Vorortkerne, die inmitten der alten Bauerschaften oder im Schatten der Werke auf freiem Feld entstanden; hierzu zählen zunächst die regional charakteristischen Versorgungszentren aus privatspekulativen Wohn- und Geschäftshäusern, die phasenweise mit einem regelrechten Überangebot an Ladenlokalen aufwarteten. Der nahräumlichen Bedarfsdeckung dienten des Weiteren die Schankwirtschaften und Gaststätten, deren große Zahl sich erst in den letzten Jahrzehnten auf einen Bruchteil reduzierte. Private Tanzlokale, Kinos und sonstige Kulturstätten kommen hinzu. Sie sind wie auch die Wohn- und Geschäftshäuser sowie die reiche „Kneipentopografie“ für einige besonders aussagefähige Fälle exemplarisch zu dokumentieren. Weitere erhebungsrelevante Einrichtungen sind Kirchen, Synagogen und nach 1945 Moscheen sowie deren Gemeinschaftseinrichtungen wie Gemeinde- und Jugendheime, Kindergärten, Alten- und Fürsorgeeinrichtungen etc. Neben vergleichbaren Einrichtungen der politischen Gemeinden sind deren Büchereien, Gesundheitseinrichtungen, Theater und sonstigen

30 Hier stellt die Überplanung eines größeren Bereichs des Stadtteils Bochum-Hofstede durch den werks-eigenen Wohnungsbau der Steinkohlenbergwerk Hannover-Hannibal AG einen eher späten Sonderfall dar, die „Papageienkolonie“ als jüngstes Projekt in diesem Bereich wurde 1957/58 geplant; vgl. ebd., S. 351–355, S. 362–364.

31 Durch die fehlende Folgenutzung dürfen Befunde zu beiden Nutzungen vermutet werden; dies zu klären, bliebe einer bodendenkmalpflegerischen Prospektion vorbehalten; vgl. ebd., S. 69.

Kultureinrichtungen sowie die kommunalen Parks und Grünanlagen als Orte der Erholung zu erheben. Auch hier fanden sich im Untersuchungsraum aussagefähige Zeugnisse aus dem 19. und 20. Jahrhundert; gleiches gilt für die nachfolgende „Schultopografie“, dort fanden sich aufgrund der peripheren Lage des Teilraums im Herne-Bochumer Grenzsäum lediglich die Oberschulen unterrepräsentiert.

- Die werkseigenen, kirchlichen und kommunalen *Stätten der Bildung* als Unterform der zentralen Einrichtungen; hierzu zählen in erster Linie die mit der Zuwanderung und dem Gemeindegewachstum unablässig erweiterten Volksschulen sowie die kommunalen oder konfessionellen weiterführenden Schulen, die sich allerdings nur in Entwicklungskernen von höherer Zentralität finden. Hinsichtlich der Fach- und Hochschullandschaft sind regional vor dem Zweiten Weltkrieg besonders die Bergschulen zur Ausbildung des technischen Angestelltennachwuchses zu erheben, während Hochschulen erst seit den 1960er Jahren gegründet wurden. Einigen Anteil am regionalen Bildungssystem wiesen zudem unternehmenseigene Einrichtungen auf, deren Angebote sich an die Belegschaften richteten: Kleinkinderschulen entstanden seit dem 19. Jahrhundert als Vorläufer der späteren Werkskindergärten; Koch- und Haushaltsschulen vermittelten schulentlassenen Arbeitertöchtern hauswirtschaftliche Grundkenntnisse, was deren Chancen auf eine Stellung in bürgerlichen Haushalten verbesserte. Werkschulen führten zudem die unternehmenseigene Ausbildung zentral zusammen. Im Untersuchungsraum sind neben den genannten Volksschulen auch die Gebäude einiger Kruppscher Kleinkinderschulen erhalten.³²
- Die unternehmerischen und kommunalen *Verwaltungseinrichtungen*; die Baudenkmale zeigen das unternehmerische Repräsentationsbedürfnis einerseits und andererseits die selbst in den Landkommunen um den Ersten Weltkrieg verbesserten Möglichkeiten der politischen Gemeinden, kommunale Einrichtungen in repräsentativen Gebäuden unterzubringen und damit aktive Stadtentwicklung zu betreiben. Nicht selten wurden dabei bewusst Kontrapunkte zu den Werksverwaltungen geschaffen. Im Untersuchungsgebiet ist für die kommunale Seite lediglich ein Amtshaus in Eickel sowie ein weiteres – allerdings stark verändertes – in Hofstede erhalten; hinzukommen unternehmerische Repräsentationsbauten wie beispielsweise das Verwaltungsgebäude des ehemaligen Kruppschen Treibstoffwerks in Eickel.³³
- Die stark raumprägenden, werkseigenen und kommunalen Einrichtungen und *Bauwerke des Verkehrs und der Kommunikation*, die in weiten Teilen des Ruhrgebiets die augenfälligsten Zeugnisse hinterließen; hierzu zählen insbesondere die unternehmerischen und staatlichen Bahnlinien, deren Trassen und sonstigen Flächen allenthalben die „Claims“ der weiteren Gemeindeentwicklung absteckten. Dies geschah häufig lange bevor die kommunalen Verwaltungen im beginnenden 20. Jahrhundert rechtlich und fachlich dazu in der Lage waren, eine wirksame Bauleitplanung zu betreiben und schließlich die Regionalplanung durch den Siedlungsverband begann, die Nutzung des Raums in geregeltere

32 Zum gesamten Bereich der schulischen und sonstigen Versorgung sowie der Freizeit vgl. ebd., S. 284 ff.

33 Ebd., S. 295, S. 344 f.

Bahnen zu lenken. Zum Bereich der verkehrlichen Infrastruktur zählen des Weiteren die Schifffahrtskanäle, als Teil der regionalen wie kommunalen Infrastruktur aber auch das weit umfangreichere System offener Abwasserkanäle, die für die Stadtentwicklung vergleichbare Barrieren darstellten. Im Ruhrgebiet ergänzten schon um den Ersten Weltkrieg einfache Flugfelder die verkehrliche Infrastruktur, und auch der automobilgerechte Ausbau des Straßennetzes nahm seit den 1920er Jahren zu und schuf dabei neue Barrieren. Zahlreiche Bahnlinien und Abwasserkanäle durchschneiden auch den Untersuchungsraum; besonders das Abwassersystem, aber auch die Haldenschüttungen der Schachtanlagen liefern zudem aussagefähige Zeugnisse zur Umweltgeschichte dieses Raums. Hier stehen des Weiteren ungenutzte altindustrielle Flächen inklusive ihrer auf dem Wege der Pflanzensukzession entstandenen Vegetationsformen als aussagefähige Zeugnisse zur Verfügung. Im Untersuchungsraum wie anderswo sind es auch Bodenprofile solcher Brachen, die Informationen zur industriellen Überformung einer Landschaft bereithalten können.

Zu erheben sind neben den hier ganz sicher nicht lückenlos genannten, überwiegend baulichen Zeugnissen der Industriellen Kulturlandschaft auch jene Zeugnisse, die Aussagen zur industriezeitalterlich entstandenen *Gesellschaftsform* in ihrer eigenen regionalen Ausprägung ermöglichen. Hier kommt es naturgemäß weit mehr auf die Überlieferung des Raums in den Archiven und Sammlungen, in der vorhandenen orts- und regionalgeschichtlichen Literatur sowie auf die mündliche industriegeschichtliche Überlieferung vor Ort an. Als Beispiele können diesbezüglich gelten:

- Zeugnisse der *Demografie* und insbesondere der Migration; sie ließen die regionale Gesellschaft nach langem Prozess einen tendenziell pluralistischen Charakter annehmen. Ein besonderes Augenmerk muss hier Quellen und Zeugnissen gelten, die Aussagen über die zuwandernden Landsmannschaften im Untersuchungsraum, ihre kulturellen Eigenheiten und ihr Assimilationsverhalten ermöglichen. Dies werden zumindest für die mehrheitlich zuwandernden Arbeiter nur selten bauliche Quellen sein, da arme Leute bekanntlich keine Baudenkmale hinterlassen. Nur in Ausnahmefällen dokumentierte sich „zugewandertes“ Bauen dort, wo Bauherren bewusst das Bauen der Herkunftsregion angeworbener Belegschaftsangehöriger kopierten oder zumindest gestalterische Versatzstücke des heimatlichen Stils verwendeten. Von den wenigen Beispielen dieser Art einmal abgesehen lässt sich die Geschichte der Zuwanderung baulich noch am ehesten an bescheidenen Sakralbauten bzw. zu Gebetszwecken umgenutzten Räumlichkeiten ablesen, die von Zuwanderern genutzt wurden – sei es ein vor dem Ersten Weltkrieg entstandener schlichter Betsaal protestantischer Masuren oder eine Moschee der 1980er Jahre in ehemaligen Gewerberäumen eines Hinterhofs.³⁴
- Zu erheben sind Aussagen über die typischen *Gesellschaftsstrukturen* und -schichten; hier liefern in Teilbereichen erneut die baulichen Hinterlassenschaften hochkarätige Zeug-

34 Diesbezügliche Zeugnisse in baulicher Form fanden sich im Untersuchungsraum kaum; hier waren neben Archivfunden vor allem Literatur- und Interviewquellen relevant, wobei Oral History-Arbeit im Rahmen des Projekts nur in bescheidenem Umfang durchgeführt werden konnte.

- nisse: Kaum ein regionaler Teilraum wird nicht mit dem Gegensatz Unternehmervilla/ Arbeiterwohnhaus – nicht selten in Sichtweite – aufwarten können.³⁵ Auch das bürgerliche Mittelschichtsbauen der Hochindustrialisierung ist trotz vielfältiger Veränderungen der Ortsbilder in den Vorortkernen und Stadtzentren zumeist noch recht gut aufzufinden. Anhand baulicher Quellen kaum darstellbar sind hingegen strukturelle gesellschaftliche Eigenheiten wie jene der regional zu schwach ausgeprägten bürgerlichen Mittelschicht – hier scheint am ehesten noch die Abwesenheit von Baulichkeiten, nämlich das Fehlen eines ausdifferenzierten Schulsystems in der Fläche, vorsichtige Schlüsse zuzulassen. Intensiver Archiv- und Literaturarbeit gilt jedoch das Hauptaugenmerk, um Quellen zu den beschriebenen Gesellschaftsstrukturen zu sichern. Kollektive Werthaltungen und politische Debatten hinterlassen hingegen durchaus auch bauliche Zeugnisse, und das nicht nur in Ausnahmefällen: Krieger- und Verschönerungsvereine gestalteten zentrale Orte in den Gemeinden; sogar die breite Diskussion der sozialen Frage führte letztlich zu Bautätigkeit, wie bereits oben am Beispiel des genossenschaftlichen Wohnens geschildert.
- zu erheben sind schließlich Zeugnisse der ausgeprägten *Arbeiterkultur* der Region; sie wurde im Ruhrgebiet erst relativ spät zum typischen gesellschaftlichen Merkmal, prägte dann jedoch bis weit in die Nachkriegsjahrzehnte die kulturelle Landschaft der Region. Über das bereits im 19. Jahrhundert sich entwickelnde Vereinswesen sowohl des bürgerlichen, als auch des Arbeitermilieus geben nur vereinzelte Baulichkeiten Auskunft: Vereinshäuser, aber auch Sport- und Kulturstätten zeugen vom regen kulturellen Leben in den Vereinen. Erst um 1900 entwickelte sich dann die freie Arbeiterbewegung zur Massenbewegung. Knappenvereine und teils konfessionelle oder landsmannschaftliche Arbeitervereine sowie spätestens seit 1900 die örtlichen Organe der freien Gewerkschaften, der Sozialdemokratie und bald auch der kommunistischen Bewegung finden sich vor allem in Archiv- und Literaturquellen überliefert.³⁶

- 35 Zur Dokumentation der hochindustriellen Klassengesellschaft stehen auch in der untersuchten Zechenlandschaft gleich mehrere Direktionsvillen sowie Villenbestände gehobener Angestellter in unmittelbarer Sichtbeziehung zu Arbeitersiedlungshäusern zur Verfügung. In selten deutlicher Weise lassen sich in der Eickeler Kolonie zudem bis heute die sozialen Kontrollfunktionen der Zechenbeamten an der strategischen Verteilung der Steigerwohnhäuser über die Siedlung nachvollziehen; vgl. ebd., S. 94–96.
- 36 Insbesondere in der teils grauen ortsgeschichtlichen Literatur, aber auch in Archiven und der Sammlung des LWL-Industriemuseums finden sich Hinweise auf die rege Arbeiterkultur und das Vereinsleben im Untersuchungsraum; auch vereinzelte Gebäude wie etwa Vereinsheime sind erhalten. Eher wenige Archivalien betreffs „staatsgefährdender Bestrebungen“ der freien Arbeiterbewegung geben in den Stadtarchiven Bochum und Herne Auskunft über gewerkschaftlich-politische Aktivitäten im Untersuchungsraum vor 1918: Insbesondere für dessen Herner Teil ist die Überlieferung der Landgemeinden und Ämter ausgesprochen lückenhaft. Eine eventuelle Gegenüberlieferung in den Beständen der Kreise und Regierungsbezirke konnte im Rahmen der Untersuchung nur in besonders erfolgversprechenden Ausnahmefällen geprüft werden.

Die wichtigsten Untersuchungsergebnisse zur Zechenlandschaft Hannover-Hannibal-Königsgrube

Bevor die zentralen Schlussfolgerungen des „Zechenlandschaft“-Projekts zusammengefasst wiedergegeben werden, sei noch auf eins der Einzelergebnisse hingewiesen: Hinsichtlich der Nutzung der industriekulturellen Potenziale des Untersuchungsraums waren nicht nur die Vermittlungsangebote erhoben worden, sondern es wurde zusätzlich eine nicht repräsentative Befragung bei vier der regionalen städtetouristischen Anbieter mit industriekulturellen Schwerpunkten durchgeführt. In den leitfadengestützten Interviews fand sich tendenziell die Ausgangsannahme bestätigt, dass industriekulturbezogene Bereisungen des Ruhrgebiets sich abgesehen von Fachexkursionen unverändert auf den Besuch der regionalen „Leuchttürme“ einer auf altindustrielle Baulichkeiten reduzierten Industriekultur beschränken. Offensichtlich haben hieran auch die deutlich differenzierteren Vermittlungsangebote der letzten 15 Jahre wie jene der „Route Industriekultur“ lediglich graduell etwas ändern können. Es erstaunt vor diesem Hintergrund kaum, dass den befragten Regionaltouristikfachleuten die in der nachfolgenden Tabelle aufgelisteten industriekulturellen Ziele des Untersuchungsraums nur zu einem kleineren Teil bekannt waren, welcher jedoch in ihren Reiseaktivitäten kaum eine Rolle spielte:³⁷

Ein recht ähnliches Bild ergab sich im Gespräch mit den zuständigen Stadtmarketinggesellschaften der Städte Bochum und Herne. Abgesehen vom LWL-Museumsstandort Zeche Hannover und der als „Kappskolonie“ vergleichsweise bekannten Schmohlschen Gartenvorstadt Dahlhauser Heide fehlte es in beiden Städten an detaillierteren Kenntnissen der industriekulturellen Ziele im Untersuchungsraum, denen gleichzeitig wenig Entwicklungschancen in städtetouristischer Hinsicht zugeordnet wurden.³⁸

Ungeachtet dieser wenig ermutigenden Ergebnisse zur heutigen Nutzung der industriekulturellen Potenziale lassen sich die Untersuchungsergebnisse wie folgt zusammenfassen:

- Alle wesentlichen Phasen der Entstehung der industriellen Kulturlandschaft hinterließen im Untersuchungsraum aussagefähige Zeugnisse, die u. a. in Form eines Inventars dokumentiert werden konnten; nicht-bauliche Zeugnisse wurden in Archiven, Museums-sammlungen, vielfältiger (grauer) Literatur sowie bei Begehungen und Interviews vor Ort recherchiert. Die Zeugnisse konnten einem interessierten Publikum per Veröffentlichung dokumentiert und zugänglich gemacht werden.
- Für die industriekulturelle Vermittlungsarbeit bedeutet dies: Eine Vielzahl auch der Fachwelt teils völlig unbekannter Zeugnisse stehen nun für die bislang vor Ort im Wesentlichen durch das LWL-Industriemuseum Zeche Hannover getragene Vermittlung zur Verfügung. Den erhobenen bestehenden Vermittlungsansätzen ist es bislang nicht gelungen, die Potenziale des Untersuchungsraums einem breiteren, auch städtetouristischen Publikum bekannt zu machen – nimmt man einmal den Museumsstandort Hannover I/II/V und seine engere Umgebung aus.

37 Ausführlicher zu den Nutzungen, aber auch zu den im Untersuchungsraum vorhandenen Vermittlungsangeboten ebd., S. 211–219.

38 Ebd., S. 217 f., S. 226 f.

Tabelle 1: Bekanntheit und Nutzung ausgewählter potenzieller Reiseziele im Untersuchungsraum, Ergebnis-Matrix der geschlossenen Fragen aus der Erhebung bei regionalen Tourismus Anbietern

potenzielles Reiseziel	Interview A	Interview B	Interview C	Interview D
Westfälisches Industriemuseum Zeche Hannover I/II/V, BO-Hordel	■□	■□	■ -	■ -
Zechenkolonie Dahlhauser Heide, BO-Hordel	■ -	■ -	□ -	■ -
Kolonie Königsgrube, HER-Röhlinghausen (>Route der Industriekultur)	--	□ -	--	--
Königsgruber Park, HER-Röhlinghausen (>Route der Industrienatur)	--	--	--	--
Alte Kolonie und Eickler Kolonie der Zeche Hannover, HER-Eickel	--	--	--	--
Haus Dahlhausen und Hordeler Höfe, BO-Hordel	--	--	□ -	--
Hannibal-Kolonie & ehem. Zechenkonsum/ Nahversorgungszentrum, BO-Hofstede	--	--	--	--
Bestandsgebäude und Bergbaufolgelandschaft Hannover III/IV, BO-Günnigfeld	--	--	--	--
Hannover-Kolonie zur Schachtanlage Hannover III/IV, BO-Günnigfeld	--	--	--	--

Legende:

- ■ = Ort ist bekannt; regelmäßiges Reiseziel (5 oder mehr Anfahrten pro Jahr in den Jahren 2005/2006)
- □ = Ort ist bekannt; seltenes Reiseziel (unter 5 Anfahrten pro Jahr in den Jahren 2005/2006)
- - = Ort ist bekannt; aktuell kein Reiseziel (keine Anfahrt in 2006)
- - = vom Ort „... schon mal gehört“; kein Reiseziel
- = Ort ist unbekannt; kein Reiseziel

– Die erhobenen Potenziale des Untersuchungsraums führen unter Berücksichtigung der als eher gering eingeschätzten kommerziellen touristischen Chancen dieses Teils des Ruhrgebiets zu folgender Empfehlung zum Umgang mit dem Vorgefundenen: Die vorhandenen Zeugnisse der Entstehung der industriellen Kulturlandschaft weisen kaum spektakulären „Leuchtturm“-Charakter im Marketingsinne auf. Das industriekulturelle Alleinstellungsmerkmal besteht hier vielmehr in der Summe, in der Vielfalt und historischen Tiefe der Befunde. Für die Vermittlung der Zechenlandschaft Hannover-Hannibal-Königsgrube erscheint daher eine Fokussierung auf das industriekulturelle Zentralthema „Genese des Ruhrgebiets“ angeraten. Hierbei wäre eine sinnvolle Inszenierung der Entstehungszeugnisse im Sinne einer Aufbereitung dieses Zentralthemas vorzunehmen, um zumindest mittelfristig auch – wenngleich bescheidene – städtetouristische Marktchancen zu generieren.³⁹

39 Zu diesem „in Szene setzen“ nach sorgfältiger didaktischer Aufbereitung ausführlicher ebd., S. 226–228.

Fazit: Angewandte Industriekulturforschung und ihre Akteursrolle im Rahmen gesellschaftlich-planerischer Prozesse

Industriekulturforschung wird sich zunehmend daran messen lassen müssen, inwieweit ihre Erträge zur Anwendung gelangen: Angetrieben durch den voraussichtlich weiter anwachsenden Nutzungsdruck auf altindustrielle Teilräume und auf einen Großteil der dort erhaltenen baulich-industriekulturellen Quellen, nimmt die häufig substanzielle Gefährdung dieser Zeugnisse zu. Zeigen die Forschungserträge vor diesem Hintergrund unmittelbare Wirkung, indem sie die genannten Zeugnisse aussagefähig dokumentieren, interpretieren und einen behutsamen Umgang mit diesen industriekulturellen Potenzialen so überhaupt erst ermöglichen? Erbringen die Forschungserträge über den unmittelbaren, substanziellen Schutz hinaus zumindest mittelbar auch Resultate in der Vermittlungsarbeit? Zeigen die Forschungsergebnisse des Weiteren nachhaltige Wirkung in demokratischen Planungsprozessen zur behutsamen Entwicklung von Teilräumen mit hohem Quellenwert?

Die regionale Industriekulturforschung auf ihrem überregional anerkannt hohen Niveau sollte daher weder ihre stärker industriedenkmalpflegerischen Erträge noch jene aus dem Bereich der industriekulturellen Vermittlungsarbeit dem „freien Kräftespiel“ planerischer Prozesse zur weiteren Verfügung anheim stellen – fällt doch eben diese Verfügung nicht selten beliebig aus, wenn sie ohne weitere Begleitung der Fachwelt erfolgt. Eine Angewandte Industriekulturforschung muss sich stattdessen stärker noch als bislang als *Akteur* und Teil solcher Entwicklungsprozesse begreifen. Hierzu wären zwingend jene Schnittstellen weiter auszubauen, welche

- die wissenschaftliche Dokumentation und Interpretation industriekultureller Objekte,
- die didaktische Aufbereitung für die industriekulturelle Vermittlungsarbeit sowie
- die planerische Entwicklung dieser Zeugnisse des Industriezeitalters im größeren Kontext einer an den Grundsätzen demokratischer Teilhabe orientierten Stadt- und Regionalentwicklung verbinden.